Überwältigungsmusik, aber kaum Durchdringung

In Berlin mehren sich die Anzeichen, daß Chefdirigent Simon Rattle mit seinen Philharmonikern in die Krise gerät

Manuel Brug

Wir haben uns an ihn gewöhnt. Das Knistern ist weg, es scheint den Wonnen des Alltäglichen gewichen. Seine schneidige Gestik ist uns vertraut, die bisweilen zur Maske geronnene Dauer-Ekstase haben wir durchschaut. Wir kennen seine Tricks und seine Manierismen, wissen schon, wie er mit leicht vorgebeugtem Gang auf die Bühne tänzelt. Wir können voraussagen, wann er auf dem Podium hochhüpft, wo er Höhepunkte aus seinen Musikern herauskitzelt, wo er effektvolle, manchmal aber auch leere Generalpausen macht. Und wann er wieder so starr grinst.
[Man sieht auf den ersten Blick: nicht Rattle als Künstler in Relation zu seiner Kunst ist in der Krise, sondern seine soziale Funktion: ein Heros des Neuen und Ungewohnten zu sein, ein Star, den es sich - ob seiner unverbrauchten Überraschungspotenzen - lohnt zu vergöttern. Und es fragt sich, ob ein Musikkritiker, der verdammt wurde, so gut wie alle Konzerte seines Heros durch viele Jahre mitzuverfolgen, zu beschreiben und zu beurteilen, nicht notwendigerweise in diese Krise einer Enttäuschung und Erschöpfung geraten muß. Es mag Ausnahmen geben, aber nur von dieser Regel, darf vermutet werden.
In der Beziehung Stardirigent-Musikkritiker dürfte die anfängliche Vererehrungs- und Bewunderungshierarchie „ebenso“ fest und ewig empfunden werden, wie die spätere Verdammungs- und Überdrusshierarchie, in der sich der Kritiker zum Rächer seiner einstigen Unterwürfigkeit aufschwingt. Man müsste prüfen, ob Platons Ion dieses Problem schon kennt, und wenn nicht, warum nicht. Ob nur unter modernen Bedingungen (radikale Säkularisierung auch von Kunst) diese Spirale einer Abnützungs-Unerträglichkeit resultiert: was eben noch neu und frisch gewesen, ist nun doch schon wieder alt und gewöhnlich geworden.
Verschiedene Kulturen und Menschheitsepochen haben verschiedene Tempi des Verschleißes ihrer Materialien, Medien, Formen und Inhalte. - Fast möchte man dem modernen Künstler und vor allem unseren „Stardirigenten“ raten, sie mögen alle Jahre wieder ihre Identität wechseln, sie sollten Schauspieler des Dirigentenjobs werden, um der verschleißenden Zwickmühle entgehen zu können; oder sich alle paar Jahre eine Auszeit nehmen können, - wenn dies möglich wäre…]

Nach vier Jahren ist das System Simon Rattle sehr bekannt. Der britische Dirigent und die 120 Berliner Philharmoniker sind nicht mehr himmelhochjauchzend verliebt, sondern professionell um Hochleistung bemüht. Ihr Ruf verpflichtet. Und wir haben gelernt, daß der Strahlemann auch nur mit Wasser kocht. Das war bei Abbado nach der ersten "Hallo, ich bin Claudio"-Phase nicht anders. Und der Italiener hatte noch das Glück, nach dem grummelnden Monolith Herbert von Karajan wirklich ein neues Zeitalter einzuläuten.
[Ein „neues Zeitalter“ leitet jeder neue Star ein, weil dies die Erwartung (und Rhetorik) des postbürgerlichen Musikpublikums und seines Sprachrohrs: Feuilleton-Musikkritiker verlangt. - Daß die Abnützung und Abkühlung von Liebe und Erwartung auch binnenmusikalisch erscheinen muß, versteht sich: Orchester und Dirigent leben sich auseinander, weil sie sich durch Jahre immer näher zusammengelebt haben. Attraktion und Repulsion sind eins.]

Simon Rattle läutet heute auf der Jahrespressekonferenz seine fünfte Philharmoniker-Saison ein. Und er wird wieder nichts sonderlich Neues verkünden - einen Haydn-Zyklus, den er

auch mit der EMI aufnehmen wird, wieder Tanzen in der Arena, ein paar Tourneen, ein paar Dirigentendebüts, dazu viele alte Bekannte am Pult. Und wenige neue Werke. Er selbst dirigiert erstmals die 4. Sinfonie von Brahms. War es das?

[Auch wenn er hundert neue Werke aufs Programm setzte, es wäre kaum mehr als ein Verlegenheitsangebot. Die Tradition ist bekannt, das Repertoire ist tausendmal von tausend und abertausend Orchestern - die seit Haydns und Brahms Tagen das Licht der Musikgeschichte erblickten - durch- und vorgespielt; „war das alles?", fragt der erstaunte und beleidigte Kritiker, der seine Dauererwartung auf neue Speise schmählich enttäuscht sieht. Er reagiert wie ein Kind, dem Stube und Küche unerträglich werden, wenn es deren Angebot immer wieder angeboten bekommt.

Also hätte die Musikgeschichte niemals mit dem Unfug beginnen dürfen, Werke von gestern und vorgestern, Musik der verstorbenen Generation aufzubewahren und auch noch wiederaufzuführen; - dies die amokläuferhafte Reaktion jener, welche die seit Beethovens Tagen unhintergehbar gewordene historistische - Kehrseite der avantgard vorwärtsstürmenden Musikgeschichte, und somit diese beiden Seiten der Medaille rückgängig machen zu können glauben. Sie möchte tabula rasa haben, und zwar permanent. Das Neue soll der Mörder des Alten sein dürfen.]

Wohlfühlen ohne Wehtun. Kaum echte Herausforderungen und Horizonterweiterungen. Ja, Simon Rattle hat den Philharmonikern die Beschäftigung mit Alter-Musik-Praxis nähergebracht, er läßt viel Französisches spielen, achtet auf größtmögliche Varianz.

[Unser Beckmesser verlangt zu viel von unserem völlig ausdifferenzierten Musikbetrieb; warum soll denn ein Dirigent des sogenannten „klassischen" Repertoires zugleich auch noch als Uraufführungsdirigent moderner Uraufführungswerke arbeiten? - Das es viele tun, ist noch nicht verpflichtend für alle. Und die Kategorie „echte Herausforderung" ist ein Wendehalsbegriff, der nach Belieben so oder so gedreht werden kann, - weil wir immer noch im Zeitaltersegment der Post-Moderne leben, wenn auch im übergeordneten Department Moderne.

Wäre dem Kritiker wirklich nach „Horizonterweiterung" zu tun (statt lediglich nach Abwechselungsschauern vor unterwürfig verehrten Maestros), brauchte er nur die unzähligen, wenn auch vielleicht marginalen Festivals für Neue Musik, oder auch deren verstreute Einzelkonzerte in Deutschland und Europa - wenn es die Geldbörse zulässt - aufsuchen, und er hätte genug an „echten Herausforderungen" zu bewältigen.]

Er hat das Orchester transparenter getunt, aber auch ein wenig neutraler klingen lassen. Er begeistert die Allgemeinheit mit Standard-Sprüchen und dem Education-Programm, das dank der Deutschen Bank blüht.

[Welcher Art kann eine „Begeisterung" über „Standard-Sprüche" sein? Eine nur momentane, nur „charismatische", nur personal verzogene, keine in der Sache begründete. Weil der Star die Platitüde gesagt, und wie er sie gesagt, dies ist hier Sache und Grund der Begeisterung. Der Fetischismus des Dirigenten-Fans an seinen Star ist nicht weniger „charismatisch" verursacht und bedingt als jener in der Pop-und Rockszene. (Aber vorerst sind wenigstens noch die Inhalte andere…)]

Er läßt aber auch die Experten ein wenig zweifeln, weil er sich so gar nicht weiterentwickelt, weil er munter diversifiziert, statt sich auch zu spezialisieren.

[Als ob „sich spezialisieren" und „sich weiterentwickeln" synonym wären. Kaum hätte sich der Star demnächst spezialisiert, sagen wir auf Vorklassik, käme sofort der Vorwurf und die Forderung, er möge sich gefälligst wieder generalisieren: über das weite und große Rund des Repertoires „diversifizieren."]

Berlin scheint für ihn immer noch ein wenig Birmingham zu sein. Weder erarbeitet er sich mit diesem Traditionsorchester die große deutsche Symphonik, vor allem das Werk Anton Bruckners, noch bricht er zu neuen Ufern auf.
[Die neuen Ufer könnten letztlich nur sein a) neue Werke von heute, - stößt an die Grenze Publikum und Markt oder b) völlig neue Werke der abgelaufenen, aber wiederaufzuspielenden Musikgeschichte; ist relativ unmöglich, weil alles Erhebliche der Musikgeschichte bereits vorhanden und eingespielt wurde, von einigen Kleinmeistern abgesehen, auf deren Revitalisierung aber ohnehin schon die Konkurrenz sich erpicht hat; oder c) völlig neue Interpretationsweisen, - ist gleichfalls zunehmend unmöglich, weil mit Fortdauer von Musikgeschichte alle Modi und Mixturen des Interpretierens irgendwann durchgespielt sein müssen. Und dann hilft nur das Vergessen, um scheinbar wieder ganz von vorne und ganz neu anfangen zu können.
Außerdem darf auch ein Dirigent Abneigungen und Vorlieben haben: nicht jedem muß Bruckner zusagen, manchen genügt auch Haydn. - Die vollkommen ausgelaugte und sinnlos gewordene Schirmphrase „neue Ufer“ sollte man ab sofort polizeilich verbieten lassen.]

Daniel Barenboim, der sich zum Mahatma Gandhi der Musik entwickelt, pflegt in Berlin sein kleines, oft wiederholtes Standardrepertoire in den wenigen Konzerten der Staatskapelle, die die Fama vom altdeutsch goldenen Klang weiter tragen.
[Barenboim als Gandhi der Musik, weil er in Sachen Weltpolitik den pazifistischen Dilettanten mimt; insofern ist das Wort „Gandhi“ durchaus kritisch zu verstehen.]
Kent Nagano hatte sich lange auf schräge Sandwich-Programme kapriziert, dann aber bei den sinfonischen Achttausendern gewaltig aufgeholt. Und einmal pro Spielzeit kommt noch Claudio Abbado, mit dem man sich wieder blendend versteht, und sticht Rattle in seiner Domäne Mahler aus. Die Konkurrenz schläft also nicht.
[Ist Musikgeschichte auf dem Niveau eines Konkurrenzkampfes von Stardirigenten angelangt, ist sie vollkommen sekundär, postmodern und posthistorisch geworden. Dies muß zuerst und zuletzt die einstigen Führer und Gestalter des Niveaus von Musik als Kunst: die je aktuellen Komponisten, tief deprimieren. Den Dirigenten-Kritiker-Experten jedoch (eine Schrumpfstufe des bürgerlichen Musik- und Musikgeschichte-Kenners) muß der Kampf der Stardirigenten natürlich als primäre Sache interessieren; die letzten Reste des bürgerlichen Konzert- und Opernpublikums, ist es nur gut genug betucht, sowieso, weil man für sein Geld die beste (Dirigenten) Musikware zu kaufen und zu genießen gewohnt ist. - Und so sind die „neuen Ufer“ verblieben?]
Selbst Christian Thielemann dirigierte vorletzte Saison (nach viel Üben in München) eine 5. Sinfonie von Bruckner, von der mancher Philharmoniker immer noch spricht. Und langweilte vor kurzem mit einem gedankenlos virtuos durchgetrimmten "Heldenleben". Simon Rattle hat das Strauss-Stück ebenfalls eingespielt: klangsatt, wirkungsbewußt, aber auch seltsam hohl tönend, weil ohne inneren Bogen und Zusammenhalt.
[Jedes Versagen geht zu Lasten des Interpreten, jeder „Erfolg“ gleichfalls; also sind die Werke zu einer Spielwiese der Interpretengenialitäten geworden; und jede Spielwiese ist nur eine Spielwiese. Ende des Werkes als Autonomiebühne musikalischer Freiheit. Und damit auch Ende von Musik-Geschichte als autonomem Wirkungs- und Sinnzusammenhang. Daher wird das Urteil so maßlos subjektiv und beliebig; schon der Sitznachbar des Kritikers hat möglicherweise ein gedankenerfülltes „Heldenleben“ gehört, nur hat er nicht die öffentliche Schnauze, um in der Musikwelt den wilden Hund machen zu können.]

Wie zunehmend auch im Live-Konzert, etwa in Brahms' 2. Sinfonie oder - weit weg von Furtwängler - in Schuberts großer C-Dur-Sinfonie. Schöne Überwältigungsmusik, kaum Durchdringung.

[„Durchdringung“ als Aufgabe der Interpretation: ein Schirmbegriff, herrlich geeignet zur Denunziation. Wenn es Kriterien gäbe, nach denen angegeben werden könnte, ob ein Musikexperte „durchdringend“ hört, gäbe es auch eine verbindlich durchdringende Interpretationskategorie. Soll „durchdringend“ aber nur heißen, dass die Stimmen bei entsprechendem Satz, als einzelne durchhörbar sein sollen, sind wir wieder auf der Normalbühne des Musikalisch-Möglichen gelandet. - Der „vollkommene“ Sprachzerfall, die Enthülsung noch der letzten Hülsen, lässt sich an den Basiskategorien und Worten unserer Musikkritikberichterstattungsrhetorik vermutlich am durchdringendsten studieren.]
Das gilt auch für so manche andere CD, die Rattle, der Privilegierte, in steter Folge herausbringt. Einzige Ausnahme: Debussy. Da fand Sir Simon zu einer luziden Leichtigkeit des philharmonischen Seins.
[„Luzid“, gepaart mit einer Reihe von Allerweltswörtern: Vorsicht: Hülsenflug.]

Überhaupt die Philharmoniker. Redet man mit fünf von ihnen, erhält man fünf unterschiedliche Meinungen. Mit Einschränkungen und Rücknahmen, Vielleicht und Aber. Eine Kunst des Diskurses, des Dialogs, vor allem nach außen, wurde hier bis heute nicht kultiviert.
[Eine Schlüsselstelle, ein zentrales Faktum. Denn eine Erneuerung von Denken und Reden über Musik könnte nur aus dieser Meinungsküche kommen, wenn sie denn wirklich fähig wäre, reflexiv ihr höchst unterschiedliches Meinen und Sagen in einen öffentlichen Diskurs überzuführen. Doch unser Musikritiker, in der Höhle der Löwen unterwegs, begegnet nur Ruinen von Diskurs. Als wäre er unter die Barbaren geraten, und das mitten in Athen. Was ist geschehen, dass dies geschehen konnte? Wer hat versagt? Die Musiker? Die Musikwissenschaft? Die Musikkritik? Die moderne Demokratie? Die Sternzeichen?
Und natürlich hat auch unser Experte nun keine Hemmungen mehr, rein nur mehr seine Meinung und sein Urteil als Expertise auf das Zeitungspapier zu schreiben, wenn er hören und erleben muß, dass die behördlichen Organe der Musik höchstselbst dergleichen als „Kultur“ verinnerlicht haben und als kulturloses Geschwätz von sich zu geben pflegen.]

Wie auch? Da gab es jetzt jahrelang den Chef und die Klangfabrik. Der Kommunikator, der Steigbügelhalter, der Intendant fehlte freilich.
[Dieser Ruf nach einer Autorität, nach dem starken Führer usf, entlarvt das Problem einer kulturlosen Musikkultur sozusagen ohne Scham, aber auch ohne Bewusstsein. Ein „Kommunikator“, der mehr wäre als der in den einschlägigen Medien plaudernde Starpromi, der seine Standards absondert wie Diktate, dabei keinem Widerspruch begegnet, keinem „Diskurs“: wie sollte dieser Zampano nicht auf den Gedanken verfallen, sich für den „Chef“ des Betriebs, und in der Maske von „Gandhi“ auch noch für einen Friedensdiplomaten der Weltpolitik zu halten?]

Man igelte sich weiter ein, bockte und murrte. Jetzt soll - mal wieder - alles anders werden. Heute wird die 61jährige Pamela Rosenberg als neue Intendantin eingeführt. Ob sie als lachende Dritte die ein wenig zu ruhige Paarbeziehung wieder anzuheizen vermag? Ob sie die Impulse senden kann, die Rattle offenbar nicht hat, das Orchester nicht selbst zu geben bereit ist? Es wäre an der Zeit. Es gibt bisher keine echte Krise, aber die Anzeichen mehren sich.
[In Wahrheit ist permanente Krise, aber zu dieser gehört, dass sie zugleich nicht als Krise wahrgenommen werden muß; sie kann auch vergnüglich genommen werden, weil im Rodeo der einander auswechselbaren Promis die Rhetorik jeder Kulturuntergangsromantik fehl am Platze ist. - Nun hat unser Autor einen ganzen bösen heißen Text lang unseren Dirigenten seziert und verprügelt; hat die Krise zu Berlin schlechthin an die Wand gemalt, um uns am Ende mitzuteilen: „Es gibt bisher keine echte Krise.“ Diese Rücknahme ist ebenso

sympathisch wie bezeichnend: die Beliebigkeit der Postmoderne hat alle ihre Mitläufer zu Sackläufern gemacht.]

Textvorlage: DIE WELT, 11. Mai 2006

Kommentartext: Mai 2006